

Russische Flüchtlinge.

Im „Ausloje Slowo“ gibt P. Ahevsch, der Berichterstatter dieses Blattes in Ufa, also gewiß ein unerbittlicher Zeuge, eine Schilderung des namenlosen Elends, von dem die russischen Flüchtlinge, die man gewaltsam aus ihrer Heimat entfernt hat, heimgeführt werden. Ganz Rußland bis zum Ural und bis nach Sibirien ist heute überfüllt mit den unglücklichen Wogen der armen, heimlos gewordenen Menschen. „Ich weiß aus den Zeitungen,“ schreibt der russische Journalist, „unter welch schlimmen Verhältnissen die Flüchtlinge in Moskau leben. Aber sie sind in einem wahren Paradies im Vergleich mit denen, die ich hier in Ufa gesehen habe. In Moskau haben sie wenigstens ein Dach, unter dem sie sich schlafen legen können, und ein Stück Brot für den Hunger. Und was noch viel wichtiger ist, sie haben das Gefühl, daß man sich mit ihnen beschäftigt. Dagegen hier...

Am Ende des Bahnhofes in Ufa stehen täglich lange Züge mit Flüchtlingen. Dicht dabei ist schmutzige Wäsche auf dem Boden ausgebreitet, und die Kinder toben nichtssahnend zwischen den Wagen umher. Das Bild ist immer das gleiche: Dichtgefüllte Wagen, in denen die paar Habseligkeiten der Flüchtlinge unordentlich umherliegen. Alte Männer, Kinder und Kranke, die von der langen Reise völlig entkräftet sind, strecken sich zwischen den Gerätschaften und den unnützen Möbelstücken aus, mit denen man sich belastet hat. Was man in der Eile der Flucht zusammenraffen konnte, hat man mitgenommen, ähnlich wie bei einem Brand. Alle haben nur noch Fesseln am Leibe — ein Bild tiefsten Jammers. Beim Durchgehen durch die lange Wagenreihe suchte ich mit den Flüchtlingen ins Gespräch zu kommen. Aber kaum einer von ihnen verstand russisch. Die meisten waren Litauer, Leute aus der Ukraine und Juden. Ich wandte mich an einen von ihnen mit einer Frage. Er antwortete nicht. Dagegen sagte mir sein Nachbar in einem schlechten Russisch auseinander, daß jener die Fremden nicht verstehen könne. Welche Sprache spricht er denn? fragte ich. „Rus ukrainisch,“ war die Antwort; „in dem ganzen Wogen hier sind nur Flüchtlinge aus Wolhynien.“ Auf meine Frage, wozu die Fahrt gebe, wußte niemand eine Antwort. Viele waren schon länger als einen Monat unterwegs. „Aber,“ sagte einer der Flüchtlinge resigniert, „das ist uns ganz gleich, wenn uns die Reise nur dem Grabe näher bringt.“ „Habt Ihr heute schon etwas zu Euch genommen?“ fragte ich darauf den Unglücklichen. „Nein, wir warten noch... Man hat uns zwar versprochen, daß wir alle Tage etwas zu essen bekommen sollten, aber nun haben wir seit zwei Tagen nicht das geringste zu uns genommen. In Samara haben wir den letzten Döner verzehrt.“

Hunger, fürchterliche Unsauberkeit, Mangel an Platz und Luft begünstigen bei den Flüchtlingen alle möglichen Krankheiten. In dem von den vielen Wagen sah man Kranke und man macht nicht die geringsten Anstalten, ihnen Medizin zu reichen. „Was für Krankheiten sind das?“ fragte ich von diesem Mitleid ergriffen. „Gott weiß es. Magenkrank sind alle.“ Ich näherte mich einem von den Kranken, der auf einer schmutzigen Decke lag. Er war fast völlig ohne Kleidung, und sein Gesicht war von einem fahlen Gelb überzogen. Es waren die Schreckenszeichen, die die Cholera in dem wachsternen Gesicht eingegraben hatte. In einem anderen Wagen, zwischen schmutzigen Fesseln, lag eine junge Frau, deren Gesicht mit einem Taschentuch bedeckt war. „Sie ist tot“, erfuhr ich auf meine Frage, „seit heute morgen.“ Ich sah auf die Uhr; es war die vierte Nachmittagsstunde, und niemand hatte sich bis jetzt mit der Toten beschäftigt, geschweige denn eine Desinfektion in dem Wagen vorgenommen. Am Abend vorher hatte die Frau noch munter mit ihren Kindern gespielt und gekichert. Plötzlich gegen Mitternacht war die fürchterliche Krankheit über sie gekommen. Überall in dem Wagen hatte der Tod seinen Einzug gehalten.

Die meisten Flüchtlinge sind Ackerbauer. Es gibt unter ihnen aber auch Handwerker und Fabrikarbeiter. Aber niemand gibt sich in Rußland die Mühe, unter den Flüchtlingen, trotz dem Mangel an Munitionsarbeitern, Leute auszuwählen, die man in dieser Industrie beschäftigen könnte. Einer der Unglücklichen erzählte mir unter Tränen: „Ich bin Schlosser. Ich habe in zahlreichen Fabriken gearbeitet. Verschaffen Sie mir Freiheit; Arbeit werde ich dann schon finden.“ — „Aber wer hindert Sie denn, von hier wegzugehen?“ fragte ich neugierig. „Das ist es ja gerade. Man hat uns gewaltsam hierher gebracht. Ich habe niemand darum gebeten, und es ist unmöglich, von hier zu entkommen. Da schleppt man uns weg, aber wohin? — das weiß kein Mensch. Man sagt uns: „Wir haben euch in Empfang genommen, wir müssen euch auch richtig abliefern“, meinte der Arbeiter. Die Flüchtlinge sind nicht mehr als eine Ware, als ein Stück Vieh. Sie sind gezählt,

und jeder hat sein Erkennungszeichen. Keine menschlichen Wesen sind das, es mutet vielmehr an wie eine Schiffsladung. In Samara z. B. hat man sie aufgegeben, in Ufa beglaubigt und notiert: In Empfang genommen foundjoviel Stück. Den Schlosser etwa lassen zu lassen, heiße ein Stück der Ladung verlieren.

Nirgends hat man etwas dazu getan, um die Flüchtlinge aufzunehmen. Zwar weiß man seit langer Zeit, daß gerade die am meisten bevölkerten Gegenden vom Kriege heimgeführt worden waren, aber niemand hat dazu beigetragen, das Unglück der Leute erträglich zu machen, die gezwungen wurden, ihre Heimat zu verlassen. Weder die Regierung noch private Fürsorge haben sich ihre wegen Umstände gemacht. Das Einzige, was man getan hat, ist, daß man in Stauern geriet über die große Zahl der bemitleidenswerten Flüchtlinge. Die Vertreter der Regierung und der Wohltätigkeitsanstalten, sowie eine Menge Reiziger eilen stets zu den Flüchtlingenzügen wie zu einem Schauspiel, das ein Brand darstellt. Man drängt sich förmlich, um etwas zu sehen; aber niemand rührt einen Finger für die Vermissten. Als ich den Bahnhof verließ, fuhr gerade der Zug ab. Die Flüchtlinge waren vollkommen ohne Essen geblieben. Auch an diesem dritten Tage ihrer Fortreise. Ich weiß nicht, ob man die Leiche der Frau, die ich kurz zuvor gesehen hatte, entfernt hat. Mir war es, als ob der Zug jenem geheimnisvollen Lande entgegenrollte, von dessen Gestade kein Wanderer wiederkehrt.“

Kleines Feuilleton.

Was ist ein Brückenlopf?

Auf dem Siegeszug unserer Tapferen im Osten war der Weg bisher mit sogenannten „Brückenlöpfen“ beinahe gepflastert. Wertwändig nur, daß trotz der häufigen Wiederkehr dieses militärischen Ausdrucks gerade in den letztvergangenen Wochen über seine sinn-gemäße Auslegung noch sehr viel Unklarheit herrscht. Viele Zeitungs-leser denken bei dem Wort Brückenlopf lediglich an das dem An-greifer zunächst gelegene Ende einer Brücke. Ursprünglich deckten sich wohl auch Anschauung und Bezeichnung in dieser Hinsicht völlig. Seitdem aber mit der Erkenntnis des Wertes der sogenannten strategischen Lage auch die Bedeutung der Flußläufe, Eisenbahn-linien, Straßen usw. für Freund und Feind wuchs, als die Vor-märche in Feindesland mit Millionenheeren zu rechnen begannen, erweiterte sich unversehens auch der Begriff „Brückenlopf“. Der Brückenlopf ist heute gleichsam identisch mit dem Begriff Schlüssel. Deshalb braucht ein Brückenlopf in militärischem Sinn heute gar nicht mehr die Bedeutung eines Fluß-übergangs zu sein, vielmehr erkennt der militärische Sprachgebrauch als Brückenlopf den Punkt an, den der Angreifer un-bedingt in Besitz haben muß, wenn er seinen Vormarsch fortsetzen, sein strategisches Ziel erreichen will. So kann eine vorgeschobene Feststellung Brückenlopf für eine Festung, diese wieder für eine Reihe von Festungen sein. Ein befestigtes Dorf oder eine kleine Festung sind häufig Brückenköpfe für eine größere Stadt, einzelne Berge oder kleinere Gebirgskette die Brückenköpfe für wichtige Pässe usw. Ausdrucksgebend für die Bedeutung des Brückenlopfes ist natürlich das, was hinter ihm liegt, was er militärisch deckt (die Landes-hauptstadt, eine Festung, einen Eisenbahnknotenpunkt, Flußübergang, Hafen usw.) und danach richtet sich seine militärische Aus-gestaltung, seine Bewaffnung, Besatzung und Verteidigung. Man kann sagen, daß jeder Brückenlopf einen anderen Wert hat, zweierlei Werte hat er von vornherein, je nachdem nämlich Verteidiger und Angreifer von ihrem Standpunkt aus seinen Besitz schätzen.

Kann man eine heraufschwebende Granate hören?

Der Beitrag, der unter dieser Aufschrift am 28. August im „Vorwärts“ erschien, hat uns eine Reihe Zuschriften aus dem Felde eingetragen. In einer heißt es:

„Wer selbst dem Granatfeuer ausgesetzt war, wird bei Auf-werfung dieser Frage antworten: „Je nachdem. Es kommt ganz darauf an, wie weit das Verberben stehende Geschütz von uns ent-fert ist.“ In der Praxis stimmt die Theorie mit den Erfahrungen der Lebenden Zielobjekte überein. Es ist Tatsache, daß man sich vor Granaten, die einen weiten Weg zurücklegen müssen, in Sicherheit bringen kann, vorausgesetzt, daß sich in nächster Umgebung granat-sichere Unterstände befinden.

Ein Beispiel möge das erläutern. Es war vor einigen Tagen. Wir liegen in einem kleinen Orte der Hochbogen am steilen Berg-abhänge in Neferbestellung. Vor meinem Quartier auf grüner Höhe sonnen sich die übrigen Kameraden, etwa 12 Mann, meiner Kompanie, wohlige Weine und Arme gespreizt. Ich sitze beim

offenen Fenster oben in der Dachkammer meines Quartiers und lese meinen „Vorwärts“, u. a. auch gerade die Abhandlung: „Kann man heraufschwebende Granaten hören.“ Und schon seit Stunden hören wir hoch oben, direkt über unseren Köpfen — die Granaten sausen, wie sie in ihrem eiförmigen sw—sw—sw— ihre Bahn zu einem entfernteren Ziele zielehen. Wir hören den Abstoß, nach einer Weile das Singen und wenn das versummt nach einer weiteren Pause den Einschlag. Der eine oder der andere Kamerad mag schon „gezählt“ haben, wie weit geschossen wird. Es hat sich nämlich unter uns eine Methode gebildet, die nach der Zeitdifferenz vom Abstoß bis zum Einschlag feststellen soll, in welcher Entfernung geschossen wird.

In gleichmäßigen Abständen geht's: bum—sw—sw—sw— bum! Dieses eintönige Gedröhn und Getumme stört unsere Ruhe nicht im geringsten. Ist es doch das alltägliche Konzert, das bei dieser Ton-stimmung uns wissen läßt, wie weit wir — unterm Schusse sind. Augenblicklich sind die feindlichen Halbewohner weit hinter und gemeint, ein andermal — noch ahnen wir nicht wie bald — sind wir an der Reihe. Aber wir haben unsere Schutzmaßnahmen getroffen. Drüben am steilen Bergabhänge sind tiefe Höhlenunterstände in den Berg getrieben.

Da wieder ein Abstoß — ringsum wohlige Ruhe. Doch plötzlich folgt das verteilte sw—sw—sw—itzsch—itzsch—itzsch. Vom Fenster aus sehe ich noch, wie die Kameraden, wie auf ein Kommando in die Höhe schmeißen und nach den Unterständen laufen. Ich selbst stürze zur Tür, die Treppe hinauf, doch ehe ich zum Hause hinaus komme — bum! die Granate sitzt in einem der Nachbarhäuser und hat dieses in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt.

Gemächlich schlendere ich über die Wiese, wo vorhin die Kame-raden lagerten, den Unterständen zu, und sehe staunend die Ver-änderungen an. Die Kameraden waren rechtzeitig im Unterstande geborgen. Jetzt kriechen sie wieder hervor, um die Wirkung des Geschosses in Augenschein zu nehmen. Da wieder ein Abstoß. Wir wußten, daß nun unser Ort an der Reihe war und treten näher an den Einschlagort des Unterstandes. Und richtig sw—sw—sw—itzsch—itzsch—itzsch im Nu sind wir die Treppe des Schachtes hinauf, die Tür des dunklen Loches ist zu — bum! —, ein Stein, Eisen- und Erdhagel prasselt auf die Treppe und Tür hernieder. Wir öffnen und klettern hinaus. Noch keine 30 Schritte vom Eingange, gerade dort, wo wir vorhin standen, ist ein ansehnlicher Trichter im Wiesengrund aufgeworfen. Nach einständiger Besichtigung bleiben wir wieder verschont und das Feuer richtet sich wieder einem anderen Ziele zu.

Da habe ich, wie so oft, es wieder verspürt, wie gut es dem Soldaten zu statten kommt, daß durch die eilig befügelten Schall-wellen die tobbringende Gefahr rechtzeitig signalisiert wird. Ja, eine heraufschwebende Granate kann man unter Umständen hören! Und das ist gut so.

Notizen.

— Die Humboldt-Akademie veröffentlicht ihr Vor-lesungsverzeichnis für das vierte Lehrvierteljahr Oktober-Dezem-ber 1915, das Vorträge aus allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst und Kurse in allen wichtigen alten und neuen Sprachen ent-hält. — Für die Arbeiterschaft von Groß-Berlin werden besondere Vorträge zu sehr mäßigen Gebühren und unentgeltliche Führungen veranstaltet. — Die Vorlesungen in der ersten Woche sind mit einigen Ausnahmen frei.

— Der Tommy mit den 86 Bräuten. Der „Daily Mail“ veröffentlicht ein Gruppenbild von 23 in Döberitz inter-nierten englischen Gefangenen, damit die Soldaten von ihren An-gehörigen in der Heimat identifiziert werden könnten. Die Antwort war eine Flut von Zuschriften, die die Freude über das Wieder-erleben der einzelnen Soldaten ausdrückten. Allerdings unterließen auch zahlreiche Verwechslungen, da verschiedene Familien denselben Mann als Sohn, Bruder oder Vater bezeichneten. Den Vogel schloß aber ein auf dem Bilde verretter Tommy ab, den nicht weniger als 86 Mädchen als ihren Bräutigam bezeichneten.

— Die Bevölkerung Polens. Die letzte Volkszählung in Polen fand im Jahre 1909 statt. Damals wurde eine anfängliche Bevölkerung von 11 935 000 Personen festgestellt. Ihrer Abstammung nach waren 73 Proz. Polen, 14 Proz. Juden, 5 Proz. Deutsche, 4,1 Proz. Ruthenen, 3,7 Proz. Litauer, 0,8 Proz. Russen und 0,1 Proz. Tataren. In religiöser Hinsicht waren 76 Proz. Katholiken, 4,9 Proz. Protestanten, 4,1 Proz. Orthodoxe, 14 Proz. Juden, 0,1 Proz. Mo-hammedaner. Die Polen und Litauer sind Katholiken; es befinden sich unter ihnen nur etwa 30 000 Protestanten. Die Deutschen sind zum größten Teil Protestanten; nur etwa 30 000 sind Katholiken. Die bauerliche Bevölkerung des Landes machte etwa 53 Proz. der Gesamtbevölkerung aus, die städtische Bevölkerung 40 Proz., der Kleinadel 3 Proz., der Großadel und die Geistlichkeit 8 1/2 Proz. Seit 1909 dürfte die Bevölkerung um 300 000 Köpfe gewachsen sein.

Rotes Vlamenblut.

23] Von Pierre Broodcoorens.

Ein kleiner dicker, apoplektischer, fahlföpfiger Mann in einer blauen Bluse, einem roten Halstuch und hohen Viehhändler-gamaschen wurde unten vor den Stufen sichtbar, die Peine gespreizt, den Hut im Genick, der Bauch von dem Lachen wackelnd, das gut genährte Leute an sich haben.

„Besser, Ihr lebt nicht schlecht hier!“ fuhr er, die Hände in die Seiten gestemmt, in einem erstaunten Ton fort.

„Ja, der Händler Knabbe aus La Houpe!“ rief jemand von der Aufwartung.

„Der selbe! Jawohl! Und nicht schlecht zufrieden mit dem Vormittag ganz gewiß!“

Mit Genugtuung schlug er sich auf die Taschen, in denen er die Taler flirren ließ, von denen sie geschwollt waren.

„Der Markt von Grammont war fest; wie, Tied?“ wandte er sich zu seinem Begleiter, dessen langes, knochiges Gesicht sich neben dem seinen in der Türöffnung zeigte.

Der andere schüttelte den Kopf und sagte mit kluger Zurück-haltung weder ja noch nein.

„Und... Du bist auf dem Heimweg?“ frug die Stimme, die vorhin gerufen hatte.

„Jawohl, so allmählich, he!“

„Natürlich! Es ist nicht verboten, unterwegs noch ein bißchen zu knippen, wenn man gute Geschäfte gemacht hat. Was gibt's Neues in Vots, Händler?“

„So! Nichts Gutes, nichts Schlechtes, Mann! Danke!“

Er unterbrach sich, um mit einem Zuge einen Schoppen zu leeren, den ihm einer von Brocks' Söhnen gereicht hatte.

„Versucht! Das war noch ein Schlud!“

„Was!“

Er wuschte sich mit dem Handrücken den Schnurrbart.

„Es scheint, daß Eitters Tochter sich verheiratet will?“

Es entstand mit einem Male ein Schweigen, das nach dem Lärm, der bisher geherrscht hatte, ein besonders ein-drucksvolles war; interessiert blickte man zu dem dunkelsten Winkel des Saales hinüber. Knabbe, der halb berauscht war, achtete nicht darauf.

Der Mann, der gefragt hatte, ein Unbekannter, erhob sich sehr interessiert von einem der vorderen Tische und stellte sich vor den Händler hin.

„Es heißt Weihnachten... Wahrhaftig, der Liebhaber hat Geschmach... Kurb, die hinkende, und Florine, die zweitjüngste von den Mädchen, haben ungeniert überall erzählt, daß der gute Kerl zu Sainte-Léocadie der Dirne eine Uhr und eine goldene Kette geschenkt hat. Man muß wohl schon verrückt sein, wenn man als armer Arbeiter solche teuren Geschenke macht... Und einer Umherstreicherin, die der Art noch dazu! Wenn er all die Liebshafte wüßte, die sie gehabt hat; besonders ihre letzte! Kaum ein Vierteljahr ist's her, daß sie noch in den Armen ihres Zigarrenmachers von Schnedelbefe lag.“

„Das läßt Du!“ heulte eine Stimme.

Es entstand ein erschütterter Aufbruch; Stühle wurden um-geworfen, ein Mann sprang auf. Auf der Stelle streckten sich zehn Arme aus, ihm den Weg zu verlegen. Souhe floß schnaubte wie ein wütender Stier. Er hatte im Hintergrunde des Zimmers bei einer Gruppe gesessen, die aus dem Samowes, dem Mebele, den Vorst und Arny Klip bestand, und hatte bei den ersten Worten, die zwischen Knabbe und dem Fremden gewechselt wurden, aufgehört. Was denn? Es war Gilla, seine Gilla, von der auf eine derartige Weise gesprochen wurde? Eine tödliche Angst hatte ihn erfaßt. Ein Sämerz hatte ihm in der Herzgrube gedrückt, der sofort in einen schrecklichen Horn übergegangen war. Dieser Hanswurst soppte ihn, beleibigte das geliebte Weib. Und was sang er da, der Mensch da, der mit schlechtem Rindvieh handelte? Er wagte zu verstehen zu geben, daß Gilla sich einem anderen hingegeben hatte?

„Läßt mich! Bei Gott, ich hau' ihm den Bams! ein, ich besorg' es ihm! Laßt mich los, sag' ich!“

„Na, was denn? Na, was denn?“ stotterte Knabbe erschreckt.

Sein durch diesen ärgerlichen Janz, den seine unbedachten Worte verursacht hatten, erschredetes Blut kam aus der Fassung. Tied wollte ihn fortziehen. Aber es war schon zu spät. Mit einem furchtbaren Stoß hatte Souhe sich losgemacht. Er stürzte die Stufen hinab, warf Tied mit einem Fausthieb zu Boden und packte den dicken Händler bei der Gurgel.

„Sag, daß Du gelogen hast, Leuteschinder! Bei Gott, auf die Anie! Vitt' ab!“

Sein scharfes, weißes Gebiß entblühte sich mit einer starren Mundverzerrung. Schaum stand ihm vor den Lippen, und seine Augen funkelten in einer fahlen Wildheit. Knabbe, halb erstarrt, lief unter dem furchtbaren Griff, mit

dem der Wurf ihn würgte, blau an. Er war außerstande, auch nur ein Wort hervorzubringen.

Flohils Griff wurde enger und enger. Und schon leuchte der Händler, dreiviertel erdroffelt, schon war sein Auge von der Todesangst umflort.

„Ah, Kuffschneider! Du hast ein anständiges Mädchen mit Schmutz bewerfen wollen! Das wird Dir nicht geschehen! Rein!“

„Keine Dummschheiten, Souhe! Nicht wahr?“

Junächst durch die Plötzlichkeit des Streites überrascht und vor Betroffenheit starr, hatten sich die Bauern jetzt erhoben. Der rasende Karr von Souhe war wohl imstande, Knabbe abzurollen wie eine gemeine Gans. Das wäre eine schlimme Geschichte. Zwanzig Männer stürzten sich auf den Hieser und zwangen ihn, abzulassen. Andere brachten den Händler wieder auf sein stämmiges Fußgestell. Er schnaufte wie eine Robbe und rollte in seinem blauroten Ge-sicht stumpfsinnig die Augen, während ihm Lippen und Hände von einem krampfhaften Jittern geschüttelt wurden.

„... mit einem Tropfen!“ stammelte er, indem er ver-suchte, sein Weintkleid in Ordnung zu bringen.

„Du wirst wohl anderswo Schnaps kriegen!“ schrie Leentje Maandag, die unter dem Lärm des Attentats aus dem Hintergrund ihres Ladens herbeigekittelt war.

Sie brachte auf dem Schanktisch sorgsam ihre Gläser und Liter in Ordnung.

„Aufjonenbände! Feiglinge!“ heulte Flohil zwischen den Bauern hervor, die ihn festhielten.

„Schmeißt doch den Händler zur Tür 'naus!“ brüllte Robe vorst.

Er bestärkte, daß trotz ihrer Anstrengungen und dem Strom der beruhigenden Worte, mit denen sie sich bemühten, seinen Zorn zu stillen, der Wurf sich noch einmal auf ihn stürzen könnte.

„Ich sage nichts mehr... Bieh Dir hier ein Unglück auf den Hals!“ fügte er verzweifelt hinzu.

Aber Knabbe hatte die letzten Worte schon nicht mehr gehört.

So geschwind als seine angstgelähmten Beine gestatteten, verließ er den „Eber“ und eilte zu seinem Wagen.

Tied, dem der gewaltige Vorextrieb Flohils die Knochen zusammengeschnitten hatte, hob sich mühsam auf den Sitz an die Seite seines Gefährten.

(Fortf. folgt.)

